Ich habe gestohlen...

Autor(en): **Reboux, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 20

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643802

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Es sind oft nur Kleinigkeiten und keine schwerwiegenden Fehler, die uns an unsern Mitmenschen aufregen. Aber man sieht sie oft und sie sind wirklich nicht schön.

Da wäre zum Beispiel einmal das *Plündern der Wartzimmer-Zeitschriften*. Jeder von uns hat das schon beobachtet und — wer weiss — vielleicht auch schon getan. Aber recht ist es nicht, weil dadurch all die andern Wartenden, die vielleicht gerne die Geschichte in der Zeitschrift ganz gelesen hätten oder sich über das jetzt herausgerissene Bild gefreut haben würden, geschädigt worden. Wer sich für etwas interessiert in den aufliegenden Zeitungen, kann doch ruhig beim Praxisinhaber fragen, ob er die Nummer haben könne zum lesen.

Im Büro, daheim und auf der Post regt es mich jedesmal auf, wenn jemand *Briefumschläge* ableckt. Da stehen die Leute, strecken weit die Zunge heraus, wie wenn sie vor dem Arzt «aaaaaa» sagen müssten und fahren mit dem klebrigen Streifen des Kuverts gemütlich darüber. Dieser Anblick ist doch wirklich alles andere als schön, ganz abgesehen davon, dass das Ablecken recht unhygienisch ist.

«Aber, aber», möchte man sich oft sagen, wenn man sieht, wie *Flaumer, Besen und Staubtücher zum Fenster hinaus geschüttelt werden!* Irgendwo und irgendwann muss das ja geschehen, aber doch nicht gerade über dem offenen Stubenfenster oder dem Balkon der im untern Stock wohnenden Leute. Oder haben Sie es gern, wenn Ihnen beim Mittagsschläfchen auf der Veranda der ganze Schmutz der über Ihnen wohnenden Leute ins Gesicht fliegt? Und auch da gilt der alte Spruch: Was du nicht willst, dass man dir tu...!

Ich habe gestohlen...

Von Paul Reboux. Deutsch von H. L. Schmidt-Ellrich

«Ja, mein Lieber, ich habe gestohlen. Einmal in meinem Leben, nicht öfter... aber ich habe gestohlen. Es wäre eine Lüge, wenn ich das Gegenteil behaupten wollte.»

Ich sah mit Erstaunen Martens an, den berühmten Juwelier der Avenue des Champs-Elysée, Experte beim Handelstribunal, Mitglied aller Ausstellungs-Jurys, von seinen Kollegen geschätzter Händler, der mein Freund war seit zwanzig Jahren.

«Die Geschichte», fuhr er fort, «datiert nicht von heute. Sie stammt von vor dem Krieg. Dem von 1914. Einer meiner Schulkameraden, Lucien Sarbois, der Professor an einem Lyzeum in Paris geworden war, suchte mich eines Morgens auf.

«Mein Alter», sagte er zu mir, «ich komme, dich um einen grossen Dienst zu bitten... Ich brauche einen Schmuck, und ich habe gedacht, dass ich bei dir unter nicht zu harten Bedingungen etwas finden würde... Wir sind eingeladen, meine Frau und ich, zu einer Soirée bei dem Vater eines meiner Schüler, bei Forget, weisst du, dem berühmten Forget, von Biscuits Forget. Er ist ein einflussreicher Mann, sehr reich, kennt ganz Paris und könnte mir gutbezahlte Privatstunden verschaffen, Stunden ausserhalb meines Schulpensums... Das sind Dinge, die ich nicht das Recht habe zu vernachlässigen... Um sich nun auf diese Soirée zu begeben, hat meine Frau keinen Schmuck, und die arme Kleine ist darüber verzweifelt. Ich möchte für sie etwas sehr Einfaches natürlich, das aber dennoch nicht den Verdacht der Armut erweckt. Sie ist jung, sie ist hübsch, sie liebt die Toilette; in ihrem Alter ist das ihr Recht. Meine Güte, ich habe mich entschlossen, eine luxuriöse Ausgabe zu riskieren. Halt, diese Halskette zum Beispiel! Wieviel...»

In seiner Unwissenheit hatte mein Kamerad ein gar kostbares Kleinod bezeichnet. Als er dessen Wert erfuhr, lächelte er ein wenig melancholisch. Er zögerte lange, betastete die Diamanten, Smaragde und die Perlen mit seinen Fingern, die gelbgeworden von der Zigarette während der Korrektur der Schulaufsätze, nachts bei Lampenlicht.

Als er mir anvertraut hatte, über welche Summe er etwa verfügen könne — 500 Francs —, musste ich ihm raten: «Suche keine echten Steine zu diesem Preis, du wirst nichts bekommen. Nimm eine Imitation; man macht heute solche, die vollkommene Illusion geben.» Und schlug ihm eine Perle vor, eine ziemlich grosse Perle, sehr schön irisierend, die am Ende einer feinen Goldkette hing.

Für dreihundert Francs nahm mein Freund dieses Juwel von immerhin sehr anständigem Aussehen mit, dieses Stück, dessen bescheidener Wert einzig ein Kenner zu schätzen vermochte.

Dankbar für meine Gefälligkeit, lud mich Sarbois ein, bei ihm zu speisen. Ich glaubte, mich in der Adresse geirrt zu haben, als ich das Haus sah, die Treppe, das Vorzimmer. Alles wollte mir viel zu elegant erscheinen für einen Unterprimalehrer. Dennoch war es seine Wohnung. Sarbois kam, mich zu empfangen, führte mich in einen Salon, der mit viel Geschmack möbliert war, und stellte mich seiner Frau vor, einer Pariserin von Rasse, fein, elegant, erlesen gekleidet.

Die Mahlzeit war köstlich. Es gab sogar Weine von grosser Klasse. Wenn ich ein Kompliment machte über das Dekor oder über die ausgezeichnete Küche, erklärte mir Sarbois unbefangen: «Das sind Gelegenheiten, die meine Frau gefunden hat, weisst du. Sie hat Musse; sie kennt die guten Winkel; man macht ihr billige Preise.»

Und ich würde eine grosse Meinung von dem kommerzialen Genie von Madame Sarbois bekommen haben, wenn sich nicht an jenem Abend ein vierter Gast dort befunden hätte, ein eleganter, diskreter Mann, der mir als Freund des Hauses vorgestellt worden war.

Du kennst zu gut das Pariser Leben, um nicht zu erraten, welche Gedankenverbindung mir sofort in den Sinn kam. —

Jahrelang hatte ich das Ehepaar Sarbois nicht mehr besucht, als ich eines Abends meinen alten Schulfreund zu mir kommen sah. Er war sorgenvoll, er hatte eine rote Nase und hinter seinem Stahlzwicker feuchte Augen.

«Meine arme, kleine Frau ist sehr krank», vertraute er mir an. «Doppelseitige Lungenentzündung. Ich kam bei dir vorbei, ich habe dem Bedürfnis nicht widerstehen können, dir die Hand zu drücken. In diesen Augenblicken, weisst du, denkt man an seine Freunde. Man hat nötig, sich unterstützt zu sehen in solch harten Prüfungen...»

Und eine Woche später teilte mir ein Trauerbrief mit, dass die Angst des armen Mannes gerechtfertigt war.

Als er mich kurz danach wieder besuchte, machte er den Eindruck eines aus der Bahn geworfenen, entmutigten Menschen, willenlos hingetragen. Seine Frau war, ungeachtet ihrer zarten Erscheinung, eine vorzügliche Wirtschafterin gewesen. Ich begriff, dass seine Verwirrung hauptsächlich aus der Unmöglichkeit resultierte, sich selbst sein Leben zu organisieren, jetzt, da er, um dahin zu gelangen, nur noch seine eigenen Einnahmen hatte. In herzzerreissendem Tone vertraute er mir seine Aengste an: Mahnungen und Rechnungen kamen von allen Seiten; es war eine Ueberschwemmung materieller Sorgen, die sich seinem riesigen Kummer zugesellten.

Schliesslich holte er jene Halskette, die ich ihm damals verkauft hatte, hervor und bat demütig: «Könntest du mir nicht einen Dienst erweisen, das zurücknehmen? Was soll ich jetzt damit anfangen, nicht wahr?... Ich versichere dir, dass schon ein Billett von 100 Francs mir heute nützlich wäre...»

Ich tat, wie er wünschte, und händigte ihm die Summe aus.

Aber in dem Augenblick, da ich die Perle unter die Imitationsschmuckstücke einreihen wollte, wurde ich beunruhigt, sie so schwer zu fühlen, sie so glänzend zu sehen. Eine schnelle Prüfung bestätigte es mir: diese Perle, die er mir da gab, war echt!

Ich hob die Augen zu meinem Freund. Er errötete und sagte: «Sie hat sich vielleicht ein bisschen abgenutzt, seit der Zeit... Du bedauerst, so grosszügig gewesen zu sein? Willst du, dass...»

Er griff wieder zur Brieftasche, wo das Billett von 100 Francs hineingesteckt worden war wie ein Schatz.

In jenem Augenblick erlebte ich eine der peinvollsten Unsicherheiten meiner ganzen Laufbahn. Diese Perle, am Platze der anderen mit schwacher Goldauflage, diese Perle war 20 000 Francs wert, vielleicht mehr. Sie war sicher bezahlt worden vom «Freund des Hauses». Indessen, wenn ich die Enthüllung machte, würde ich nicht brutal alle Erinnerungen zerstören, die der arme Mann an die Entschwundene bewahrte? Hatte ich, indem ich ihm die Wahrheit entschleierte, das Recht, ihm das Herz zu zerreissen? Konnte ich zerstören, was so viele Jahre gemeinsamen Lebens, glücklichen und zarten Lebens, ihm in der Seele an Güte zurückgelassen hatte?

«Nein, das geht sehr gut so», sagte ich, indem ich die Perle behielt. «Ich bin glücklich, dir einen Dienst erweisen zu können.»

Ich habe das Juwel behalten. Ich habe es wiederverkauft und die Summe für gute Werke verwandt.

Was tut's, ich habe Lucien Sarbois belogen, ich habe ihn bestohlen.»